

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 110.

Berlin, Mittwoch den 13. September

1843.

### Frankreich.

#### Academische Beredsamkeit.

Von Terminier.

Es giebt gewisse Dinge, sagt La Bruyère, deren Mittelmäßigkeit unerträglich ist, die Poesie, die Musik, die Malerei und die öffentliche Rede. Mögen Alle hieran denken, die in Versen oder in Prosa, mit Farben oder mit Tönen schaffen wollen. Wir beschäftigen uns heute nicht mit den mehr oder minder glücklichen Nebenbuhlern Raphael's, Mozart's und Racine's, sondern mit den Helden der öffentlichen Rede. Das 17te Jahrhundert hat Akademien entstehen lassen, und durch eine natürliche Folge bildete sich eine akademische Beredsamkeit, das heißt, eine Beredsamkeit, welche weder durch eine äußere Nothwendigkeit gefordert wird, noch in einer Leidenschaftlichkeit des Redners ihren Grund hat, sondern zu den Luxus-Artikeln gehört.

In den Kämpfen des antiken Forums und der Agora liegt ein tiefer, furchtbarer Ernst. In allen Demokratien muß viel gesprochen werden, weil es die Menge, welche regiert, zu überreden gilt. Das Wort lenkt in der Republik den Staat, und des Redners Kopf bürgt für sein Wort. Die Gracchen wurden ermordet, Cicero fiel durch Antonius, Demosthenes vergiftete sich im Tempel des Neptun, und Phocion trank den Schierlingsbecher wie Sokrates. Welch' erhabene Tragödien! der Redner stirbt wie ein Held auf seinem Schlachtfelde, und seine Wahrhaftigkeit und sein Ruhm erheben sich im Tode über alle Zweifel und Verleumdungen. Aristophanes tritt gegen die Redner so leidenschaftlich auf wie gegen Euripides und Sokrates. „Wie könnte ich fähig werden, das Volk zu lenken?“ fragt ein Koch in seinen Ritten. — „Wenn du nicht mehr willst“, antwortet man ihm, „so sey unbesorgt. Du brauchst nichts zu thun als dein Handwerk auszuüben. Verwirre die Geschäfte; menge Alles unter einander wie gebacktes Fleisch; kugle den Gaumen des Volkes durch wohl angebrachte Schmeicheleien und Lobeserhebungen; du hast ausgezeichnete demokratische Anlagen, eine furchtbare Stimme, einen verschrobenen Geist und die Charlatanerie eines Menschen, der gewohnt ist, Speisen feilzubieten; was fehlt dir zum Regieren?“ Neben ihren Rednern und Demagogen hatten die Athener ihre Rhetoren und Sophisten. Sokrates kämpft nicht gegen den König von Macedonien, sondern er lobt die schönste Frau und die schönste Stadt, Helena und Athen. Des Redners Zweck ist dann nur, dem Ohr und der Phantasie des Hörers zu schmeicheln, und hier ist die eigentliche Quelle der Beredsamkeit unserer Akademien zu suchen. Thomas hat im vorigen Jahrhundert in seinem Essai sur les Eloges die Reihe der panegyrischen Schriften dieser Art vom Menekenes des Plato bis zu Voltaire's Rede, in der er mit so rührender Naivetät Bauernargos beklagt, zusammengestellt.

Zu der weltlichen Panegyrik hat das Christenthum eine geistliche gefügt, indem es an den Gräbern die Tugenden der Verstorbene rühmte; doch dabei unterließ es nie, auf die Nichtigkeit alles irdischen Seyns hinzuweisen. Es liegt im Wesen des Christenthums, den Menschen stets nur zu erheben, um ihn desto tiefer vor dem Kreuz erniedrigen zu können; und so breitet sich über das lebhafteste Lob eine ernste erschütternde Ironie. Wer erinnert sich hierbei nicht an Bossuet's ausgezeichnete Reden und an manches Andere, was Villemain in seinem trefflichen „Versuch über die Leichenrede“ aufgeführt hat?

Bossuet hielt die letzte seiner Reden 1687 am Grabe des großen Conde, und vierzehn Jahre später fing Fontenelle seine Eloges zu schreiben an. Nach der Religion erhob die Wissenschaft ihre Stimme. Die Mathematik und Physik waren im siebzehnten Jahrhundert so weit vorgeschritten, daß sie sich den Künsten und der schönen Literatur an die Seite stellen konnten. Ludwig XIV. und Colbert erkannten dies an und gründeten 1666 die Akademie der Wissenschaften. Der nächste Zweck derselben war, daß sich die Gelehrten gegenseitig ihr Wissen mittheilen sollten und so den Fortschritt der Wissenschaft beschleunigen. Doch bald sollte die Akademie noch schönere Früchte tragen, indem sie ihre Geschichte zu schreiben beschloß.

Fontenelle ward erwählt, die Feder zu führen. Der Neffe Corneille's zählte damals über vierzig Jahr; er war nicht mehr der Dichter der Eklogen, der Briefe des Ritters von Per..., der Oper Thais und Pelens; von diesen Scherzen hatte er längst Abschied genommen. Fontenelle, der mit siebzehn Jahren zu schreiben angefangen hatte, besaß die ruhige Klarheit, die überlegene Kraft eines Geistes, der über sich selbst und das Leben Herr geworden ist. Er schrieb die Geschichte der Akademie und ihrer Mitglieder mit einem Reize, mit einer Lebendigkeit, die man bis dahin nicht gekannt hatte.

Die Personen athmeten mit ihren Vorzügen und Fehlern in seiner Prosa, und das historische Detail wurde von den feinsten und tiefsten Gedanken durchblüht und erwärmt. Alle hohe Probleme der Wissenschaft unterwarf er einer Erörterung, und in den Aufsätzen über Leibnitz und über Malebranche legte er die Vorzüge der eklektischen und der streng spekulativen Philosophie so geschickt dar und wog sie so richtig gegen einander ab, daß wir noch heute seinen Urtheilen nichts beizufügen vermöchten.

So war der Wissenschaft ein neuer Weg gebahnt, in populärem Gewande in das Volk einzubringen, indem man bei den Reden über die Verdienste der einzelnen Vertreter der Wissenschaft gewöhnlich den Anlaß benutzte, die Wissenschaft selbst in ihren Grundzügen und ihrer bisherigen Entwicklung zu charakterisiren.

Nach Fontenelle übernahm es d'Alembert, die Eloges zu schreiben, und er bestrebt sich, so wenig als möglich seinen bewunderten Vorgänger nachzuahmen. Seine Reden sind eine wahre Literaturgeschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. D'Alembert sucht nicht die sentenziöse Kürze Fontenelle's, er schreibt behaglicher; doch dabei verliert er die Einzelheiten so wenig aus dem Auge, daß er zur Ergänzung des Stoffes seinen Reden ausführliche Noten beigegeben hat. Die vorsichtige, fast zaghafte Zurückhaltung, mit welcher d'Alembert seine Gedanken auszusprechen gewohnt war, schien ihm, wenn er im Namen der Akademie schrieb, noch mehr als sonst nöthig. „Ich will die Geschichte der Französischen Akademie fortzusetzen versuchen“, schrieb er 1772 an Friedrich: „doch wie viel Mühe wird es kosten, nicht auszusprechen, was ich denke, und doch meine Gedanken, indem ich sie verberge, durchschimmern zu lassen.“ — „Die Zeit“, schrieb er in gleichem Sinne an Voltaire, „wird das, was wir gedacht, von dem, was wir gesagt haben, unterscheiden lassen.“ D'Alembert beging nie einen Verrath an der Philosophie; doch er sprach die Ergebnisse derselben oft sehr gemildert aus. Sie schien ihm ein göttliches Licht, dessen Strahlen man stets nur so weit enthüllen dürfe, als es die mehr oder minder schwachen Augen des Zuschauers vertragen.

Gerade ein Jahrhundert nach der Epoche, mit der Fontenelle seine Geschichte der Akademie der Wissenschaften begann, im Jahre 1800, übernahm Georg Cuvier die Fortsetzung derselben, und besorgte dieselbe zweiunddreißig Jahre. Während dessen hatte jedoch die Geistesphilosophie den Naturwissenschaften gegenüber eine so hohe Ausbildung erlangt, daß sie Anspruch darauf machen durfte, besonders repräsentirt zu werden. Sie hatte eine Revolution hervorgebracht, sie konnte somit wohl eine Akademie fordern. So wurde 1798 das Institut gegründet, welches der erste Konsul auflöste und welches erst die Regierung von 1830 wieder herstellte. Herr Mignet, der immerwährende Secretair dieser Akademie, hat gegenwärtig ihre Geschichte begonnen, indem er seine bei dem Tode der Mitglieder gehaltenen Reden unter dem Titel „Notices et mémoires historiques“ herausgegeben hat.

Während der Restauration war die Geschichte der Französischen Revolution fast nur denen bekannt, welche selbst eine Rolle in ihr gespielt hatten; doch diese wurden immer seltener. Es war daher nöthig, daß die Kämpfe unserer Väter für die Nachwelt aufgezeichnet würden, doch dies konnte nur von Männern geschehen, welche mit unbefangener Blinde der ganzen Reihe jener großartigen Umwandlungen gefolgt waren, und sie weder vergötterten noch aus Abscheu entstellten. Diese Pflicht gegen die Nation erfüllten Thiers und Mignet. Daß eine Akademie nun, welche der Französischen Revolution ihre Entstehung verdankte, einen der Geschichtschreiber der Revolution zu ihrem dauernden Secretair erwählte, war ein glücklicher Griff. Das Talent und die Kenntnisse des Schriftstellers waren dem Geschäft angemessen, zu dem ihn diese Wahl berief. Die ältesten und berühmtesten Mitglieder der neuen Akademie gehörten den verschiedenen Epochen der Revolution an: ihr Leben und ihre Gesinnung schildern hieß daher noch einmal die Geschichte der politischen Regeneration Frankreichs schreiben; und zum Glück fühlte sich Herr Mignet berufen, die Schöpfung, der er seinen Ruhm verdankt, in veränderter Gestalt zu wiederholen. So schrieb er die Lobreden auf Sieyès, Robespierre und Merlin und entwickelt dabei den Gang wie die Ideen und Gesetze der Revolution. Am wenigsten glücklich war vielleicht der Gedanke, daß er den Fürsten von Talleyrand schon einige Monate nach seinem Tode in einer Rede schilderte. Nicht als ob diese Rede Mignet's hohes Talent verleugnete; doch ist es überhaupt möglich, einen Mann genügend zu beurtheilen, zu dessen Geschichte noch so viele Zeugnisse erwartet werden? Der Fürst von Talleyrand ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, die seit 1789 das Schicksal Europa's haben gestalten helfen; er ist auf die Stufe, die er in der Geschichte einnimmt, durch

seine hohe Geburt, durch seinen Geist und durch günstiges Zusammenreffen verschiedener Ereignisse der Revolution gehoben worden. Allein worin war dieser Geist am stärksten? was machte sein Wesen aus? worin bestanden seine Schwächen? Diese Fragen hat der Panegyriker oder Biograph des Fürsten zu lösen; doch wie viele Probleme muß er hierzu prüfen, durch welches Meer von Material sich durchwinden! Herr von Talleyrand hat mit den großen und kleinen Mächten Europa's Verträge geschlossen im Namen der Republik, des ersten Konsuls, des Kaisers, Ludwig's XVIII. und Ludwig Philipp's. Wer kann bis jetzt bestimmen, was während dieses Wechsels seiner Oberen in seinem Inneren vorgegangen ist? Die Geschichte eines großen Diplomaten verändert sich oft gänzlich, wenn ein einziges Geheimniß aus dem Staube der Akten ans Licht kommt. Wie war es Talleyrand in unserer Zeit möglich, eine so hohe Stufe zu ersteigen, ohne das Talent zu sprechen und zu schreiben? Er glänzte weder in den Kämpfen der Tribune noch in den Arbeiten des Kabinetts; stets war er von Männern umgeben, welche statt seiner produzierten. Ein Memoire abzufassen, einen Brief zu schreiben, war für seine Bequemlichkeit oder seine Ungeübtheit ein ungeheures Werk. Auf dem Kongress zu Wien hatte er den Herrn de la Vesnabiere bei sich, der seine Korrespondenz besorgte, und Herr von Talleyrand gab sich die Mühe, die Briefe an Ludwig XVIII. eigenhändig zu kopiren. Durch einzelne Pointen und pikante Wendungen suchte Talleyrand seine geistige Ueberlegenheit zu zeigen. Er liebte es, eine großartige Frage, eine weitverzweigte Situation in wenige Worte zusammenzufassen, welche den Hörer überraschten und ihn für den Augenblick entwaffneten: 1806 unterhandelte Napoleon zum letzten Male mit Großbritannien, und Lord Jarmouth hatte mehrere geheime Zusammenkünfte mit Talleyrand, der dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten vorstand; nach einer längeren Besprechung faßte der Fürst die Propositionen seines Kabinetts in folgende Worte zusammen: „Frankreich bietet der Englischen Krone das Königreich Hannover, der Englischen Marine die Insel Malta, dem Englischen Handel das Kap der guten Hoffnung.“ In London eröffnete er 1830 die Sitzungen mit den Worten: „Ich sehe hier kein Frankreich, kein England, kein Oesterreich, sondern ich sehe ein Europa, viele Millionen, die man abhalten muß, sich zu erdroffeln.“ Während der Restauration sprach er in der Pairskammer für die Beibehaltung der Jury bei Vergehungen der Presse und schloß seine Rede: „Ich stimme mit Malesherbes für die Verwerfung des Gesetzes.“ — Das Bild, welches Herr Mignet von Talleyrand entwirft, scheint uns daher unvollständig, und um so mehr, als er durch den Titel seines Buches „Historische Abhandlungen“ andeutet, daß er den Ruhm des Historikers dem des Panegyrikers vorzieht. Wir glauben nicht, daß sich über den Fürsten gegenwärtig überhaupt schon etwas Genügendes geben läßt; doch es scheint uns, als ob sich dieser Stoff gegen die Pflichten eines Panegyrikers mit Gewalt auflehnte, und als ob er für den Historiker noch nicht reif wäre.

Mehrere allgemeine philosophische Fragen hat Herr Mignet mit vieler Feinheit und Klarheit in der Lobrede auf Destutt de Tracy und Broussais besprochen. Er ist nur gerecht gewesen, wenn er Destutt einen großen Philosophen nennt; doch sein Urtheil ist um so höher anzuschlagen und macht ihm selbst um so mehr Ehre, als er nicht zu Destutt's Schule gehört. Auch Broussais' Verdienste seht er in keiner Weise herab, so wenig die Ansichten desselben mit den seinen übereinstimmen.

Weniger gelungen ist wiederum die Rede auf Daunou zu nennen. Sie hebt die eigenthümliche Richtung des berühmten Todten nicht genug hervor. Während Sieyes die Philosophie in die Politik trug, und Destutt de Tracy die Metaphysik Locke's und Condillac's erweiterte und fortpührte, schritt Daunou auf der von Voltaire und Heret gebrochenen Bahn vor und bildete die historische und literarische Kritik des achtzehnten Jahrhunderts mehr aus. Er besaß das Talent der Classification; er orientirte sich mit Ruhe und Sicherheit mitten unter den zahlreichsten und verworrensten Einzelheiten, und es ist zu bedauern, daß Mignet als Historiker die Frage über den Werth der verschiedenen historischen Methoden unberührt gelassen hat; Daunou's Leistungen drängten ihm dieselbe fast unwillkürlich auf.

Mignet steht erst am Beginn dieser seiner akademischen Thätigkeit. Fontenelle hat 71, d'Alembert 82, Cuvier 39 Lobreden hinterlassen; doch Mignet's Buch enthält deren erst acht. Auf die Einzelheiten derselben mehr einzugehen, wäre uninteressant für den Leser, der mit den Reden selbst nicht bekannt ist.

Eben so scheint es nicht der Mühe werth, die Schriften, welche durch die Preisfragen der Französischen Akademie veranlaßt werden, zu besprechen. Schon Voltaire sagt in seiner Korrespondenz: „Die akademischen Abhandlungen haben auf die Nation eben so großen Einfluß wie die Themata, die man auf dem Gymnasium behandelt“; und bis jetzt ist dieser Satz erst ein einziges Mal, durch Jean Jacques Rousseau, widerlegt worden.

Der akademische Stil im Allgemeinen kann dem historischen entgegengesetzt werden. In der Geschichte soll Alles wahr und einfach seyn, bei akademischen Reden und Abhandlungen glaubt man einen gewissen künstlerischen Schmuck nicht entbehren zu können. Der Geschichtsschreiber sucht keine Effekte, er nimmt sie nur auf, wenn der Stoff selbst sie ihm entgegenbringt; der akademische Redner sucht oft vor Allem blendenden Prunk und vergißt die Worte Pascal's: Die wahre Beredsamkeit wird durch die sogenannte Beredsamkeit perflirt. Daß dieser Prunk dem akademischen Stil nicht wesentlich ist, versteht sich von selbst; doch es fragt sich, ob dieser Auswuchs der Wirklichkeit der Akademicien mehr förderlich oder hinderlich ist. Die Kritik nimmt bei den akademischen Reden den zweiten, wenn nicht den dritten Platz ein; doch die Kritik scheint das erste Erforderniß einer Epoche, in welcher der Ehrgeiz so oft größer ist als das Talent. Weßhalb wagen die Akademicien nicht, in der Philosophie, der Ge-

schichte und schönen Literatur eine strenge Kritik zu vertreten? Wo sie hindrücken, finden sie Fragen zu entscheiden, Zweifel und Widersprüche zu lösen. Die Akademicien könnten bei dem hohen Ansehen, das sie genießen, den größten Einfluß auf die Nation üben, wenn sie auf den Kampf der Ideen, von denen die Nation bewegt wird, mehr eingingen. Dies scheint die Aufgabe, welche ihnen von der Gegenwart gestellt wird, und dann wird der falsche Schmuck ihrer Schriften, der noch immer an den Pedantismus der Schulen erinnert, von selbst wegfallen.

## Ostindien.

Natur- und Volksbilder aus Kalkutta.

### III. Wissenschaft, Religion und Unterricht.

(Schluß.)

Doch treten wir in den Säulengang; ein Diener, mit dem Säbel in der Faust, dem Schilde an der Seite, zeigt dem Hausherrn den Besuch der Firanghis (Franken) an. „Huska poschak decho“, „Wie ist ihre Kleidung, ihr Aussehen?“ fragt der Radscha; „sahab log“, „es sind Herren“, entgegnet der Pförtner mit einer Verbeugung, und man tritt in einen geräumigen, mit zwei Gallerieen versehenen Saal ein. In einer vom Publikum abgesonderten Nische steht ganz im Hintergrunde das Götzenbild mit anderen Figuren zu seiner Seite; links daneben sitzt mit gekreuzten Beinen der Purohita, Priester der Familie, bloß mit einem Schurz bekleidet und mit Sandel eingerieben, stolz wie der erste Minister neben seinem Könige, wirft der Versammlung einen hochmüthigen Blick zu und giebt seine Unbeweglichkeit nur auf, um die Statue mit Del und süßigen Wohlgerüchen zu besprennen. Der Radscha, in eine lange, weiße, durch einen reichen Gürtel gehaltene Tunika gekleidet, einen Reiberbusch am Kopfe, macht bei den Fremden die Honneurs seines Palastes. Vor dem Idol tanzen Bajadere von Kaschmir und Bengalen, bald allein, bald zu zweien. Hinter den Tänzerinnen werden kostbare Fächer im Takte bewegt; das Orchester folgt allen Bewegungen der Bajadere, und die Crescendo's und Agitato's der Trommel und Geige erhalten sie in lebhafter Aufregung, wenn sie mit Gesängen und Pantomimen an den Divans entlang gleitet, auf denen schöne junge Männer nachlässig ausgestreckt liegen und aus goldenen oder silbernen Kargile's rauchen. Auf die Tänze folgen als Abwechslung allerhand Kraftstücke von Knaben in Weiberkleidern ausgeführt. Eine ihrer Lieblings-Produktionen besteht darin, sich wie ein Kreis um sich selbst zu drehen und im schnellsten Schwunge zwei Säbel aus der Scheide zu ziehen, die Spitzen derselben auf die geschlossenen Augenlider zu stellen, mit noch größerer Geschwindigkeit sich zu drehen und dann, ohne anzuhalten, die Klinge wieder zurück in die Scheide zu stecken; beim geringsten Stöße, beim leisesten Schwindel würde der Jongleur sich sogleich beide Augen ausstechen.

Am folgenden Tage Nachmittags machen sich unzählige Prozeßionen mit Musik nach dem Ganges auf. Dem Range und Reichthum des Familienhauptes gemäß gehen hinter dem Götzenbild eine größere oder geringere Anzahl von Dienern her, die den Thronhimmel oder kleine Fahnen tragen. Es handelt sich darum, die Dame Durga erst auf dem Wasser umher zu fahren und alsdann in den Fluthen zu begraben; die Statue ruht auf einer Tragbahre, die zwischen zwei Barken besetzt wird, wovon die eine das Orchester und die Brahminen, die andere den Herrn und sein Gefolge trägt. Eine unabsehbare Menschenmasse drängt nach den Ufern des Ganges hin, die verwundern Störche erheben sich von den Dächern und flattern über der Menge her, die Raben kreisen in den Lüften mit betäubendem Getöse, die Trommeln und Tamtams ertönen, die Glocken läuten, und sobald eine Durga vom Ufer abstößt, begrüßt sie ein Hurrah. Bald ist der Ganges mit Barken und Götzenbildern bedeckt, und von tausend Rudern geschlagen, schäumt er ob dieses gräßlichen Lärms hoch auf. Die Schiffe sind mit Zuschauern überfüllt; buntfarbige Turbane, Schärpen und Tuniken wogen am Ufer auf und nieder, so weit nur das Auge reicht. Der Purohita, von heiliger Begeisterung ergriffen, führt vor seiner Gottheit mit den furchtbarsten Verdrehungen obscöne Tänze auf. In den Barken schwimmt die gemischte Bevölkerung einher, hauptsächlich bemerkt man Frauen darunter, die vor der Unordnung des Festes auf das Wasser flüchten, denn die niederen Klassen, ja selbst die Christen, die schon seit mehreren Generationen von Europa fern leben, nehmen den thätigsten Antheil an diesen plumpen Festlichkeiten, den einzigen, bei welchen sie auf dem Plage sind. Die Fahrzeuge, zwischen denen das Götzenbild besetzt ist, stoßen auf den Ruf der Beauftragten von einander ab, und Durga sinkt in die Fluthen, begleitet von den Verwünschungen und Schmähungen ihrer Anbeter, die auf diese Weise die Dymnastie ihrer selbstgeschaffenen Gottheit kundthun. So endigt das Fest, von den letzten Strahlen der Oktobersonne beschienen, die schwer zu ertragen ist und schönes Wetter und Trockenheit bis zu den nächsten Passatwinden wiederbringt.

Wenn man dieses Volk so ganz von dem Glanze seiner mythologischen Ceremonien bewältigt sieht, wird man fast widerwillentlich an jene Feste des alten Griechenlands, vor dem Perikleischen Zeitalter, oder an diejenigen erinnert, die Aegypten auf dem Nil feierte, nur daß hier mehr Tumult und Unordnung in dem Ausdruck der Gefühle herrscht, welche die Massen bewegen. Wer die Hindu's der Barbarei beschuldigen wollte, dem kann man einerseits die vollkommene Ausbildung der Priester-Sprache und andererseits die erstaunliche Menge der von den Brahminen geleiteten Schulen entgegensetzen, die von den früher erwähnten Kollegien ganz unabhängig sind. Fast Jeder

kann lesen, und nicht selten sieht man einen gewöhnlichen Bedienten, einen Palankinträger, der seine Mußestunden dazu anwendet, die Hymnen und die Fragmente irgend einer heiligen Legende zu studiren, die er mit eigener Hand abgeschrieben hat. Indien hat immer seine philosophischen Schulen, ja, man könnte fast sagen, seine Akademie in Benares besessen; später gab die Vereinigung einiger muselmännischen Dichter in Delhi dem Lande einen literarischen Aufschwung, der sich aller Orten verbreitete, wo man das durch die Eroberung hervorgerufene Idiom sprach. Die neuerdings von den Engländern unterworfenen Provinzen haben noch ihre Improvisatoren und ihre Rhapsoden; die großen Dichtungen, die zur Zeit, wo Indien noch frei war, in allen religiösen Versammlungen vorgetragen wurden, hört man noch jetzt stückweis auf den Straßen singen. Man muß zugeben, daß durch die Englische Occupation eine gewisse Störung in den alten Studien stattgefunden hat; sie sind, so zu sagen, nach ihren Quellen hin zurückgedrängt worden, wie ein Strom, der einem anderen, weniger schnellen begegnet. Zuerst verbargen die Brahminen, die Hüter der alten Urtexte, den ihrer Sorgfalt anvertrauten Schatz, später aber, als sie von dem Gouvernement, das ihren Einfluß fürchtete, aufgemuntert wurden, haben sie ein wenig von ihrem hartnäckigen Schweigen nachgelassen, sie haben eingewilligt, nicht die Europäischen Ideen anzunehmen, aber doch einigen Gelehrten zum Verständniß ihrer Bücher zu verhelfen, ihnen beim Lesen der Inschriften, die eine auf Denkmälern eingegrabene Geschichte sind, und bei der Zusammenstellung der Dictionnaire zu helfen; zuletzt haben sie sich auch noch entschlossen, ihre Kinder in die von denselben eröffneten Schulen zu schicken. Diese jungen Leute, die sehr eifrig unsere Bücher und Wissenschaften studiren, scheinen jedoch die geistige Arbeit mehr als eine Stillung ihrer Wissbegierde denn als eine Belehrung zu betrachten; über viele Punkte wollen sie gar nicht nachdenken, aus Furcht, dadurch die Basis ihrer eigenen Dogmen rücksichtslos zu untergraben. So sieht der Brahmine, indem er einen Funken aus der elektrischen Maschine zieht, voll Angst nach oben, ob er nicht den Gott Indra in den Wolken die Thore unsichtbarer Städte mit dem Donnerstrahl zerschmettern sehen wird: er studirt Astronomie, bleibt aber dabei noch Astrolog und erzählt die Legende von dem Dämon, der den Mond benagt, wenn wir denselben im Abnehmen glauben. Gemeinhin werden Hindu's aus guter Familie in den Kollegien so weit ausgebildet, daß man sich ihrer in den Büreaux, bei der Administration, in den gelehrten Gesellschaften bedienen kann, wo man sich mit den Sprachen und Alterthümern ihres Landes beschäftigt. Ihre Vorurtheile treten ihnen überall hemmend in den Weg, stets befürchten sie, durch geistige Wagnisse den Fluch ihrer Kaste auf sich zu laden; deshalb ist es noch immer unmöglich, eine klare Einsicht in die Fortschritte zu erhalten, welche die Europäische Aufklärung unter den höheren Klassen der Gesellschaft gemacht hat; man kann nur voraussetzen, daß Beispiel und Erfahrung nach und nach hervorbringen werden, was dem Unterricht noch nicht gelungen ist.

Was die von Eingebornen herausgegebenen Journale betrifft, so sind sie eigentlich nicht von solcher Wichtigkeit, als man ihnen beilegen möchte; dürfen sie und würden sie es wagen, eine Meinung auszusprechen, welche der ihrer Herren entgegen wäre? Wenn ein Nabob selbst feindliche Gesinnungen gegen die Compagnie hegte, so würde er sich wohl hüten, sie öffentlich zu äußern, denn er ist gewarnt durch das Schicksal der kleinen Hindostanischen Fürsten, die kühn und unvorsichtig genug waren, ihre Ungeduld über das drückende Joch an den Tag zu legen. Wenn sich eine Opposition in den Indischen Journalen kundgibt, so greift sie nur die Englischen Sitten und Gewohnheiten in den Individuen an; ihre Lieblings-thema's sind religiöse und philosophische Fragen; sie wiederholen in ihrer Polemik nur die Streitschriften, welche die Hindu's und hauptsächlich die Muselmänner in den verschiedenen Provinzen als Entgegnung auf die kleinen Bücher und Bibeln herausgeben, die so reichlich von den reformirten Missionairen vertheilt werden. Von der auswärtigen Politik verstehen die Hindu's nicht das Geringste; die Englischen in Indien erscheinenden Journale behandeln Alles, was sich außerhalb des Britischen Reiches zuträgt, mit der größten Gleichgültigkeit, und aus ihren Spalten schöpfen die Bengalis und Persisch geschriebenen Blätter. In Indien mehr als sonst irgendwo bezeigen die Engländer den regsten Nationalgeist, denn er ist hier auch notwendiger; ihre Zeitungen in Bombay, Madras, Agra und Kalkutta enthalten zuweilen die lebhaftesten Angriffe gegen die Statthalter, doch nie gegen die Regierung; Großbritanniens Unterthanen zeigen gern, daß sie frei sind, doch fürchten sie vor Allem, sich in den Augen eines zahlreichen Volkes herabzuwürdigen, das sie nur durch den Nimbus der höchsten persönlichen Würde beherrschen. Dadurch ist es ihnen gelungen, sich eine unermessliche Armee aus Eingebornen zu bilden, die dem Willen der Compagnie, den Befehlen ihrer Vorgesetzten blind unterworfen ist. Bis jetzt haben also die Hindu's durch ihre Aufklärung keine andere Ueberzeugung, als die von der Ueberlegenheit ihrer Herren gewinnen können, und das wird so lange immer der Fall bleiben, als sie mit Europa nur durch Vermittelung der Nation in Verbindung stehen, welcher sie unterworfen sind.

Theodor Pavie.

#### Verwandte Sagen der Griechen, Römer und Indier.

Wenn wir im ersten Beitrage zu einer Zusammenstellung verwandter Sagen (Nr. 77 des Mag.) sahen, wie sich bei Griechen und Deutschen dieselbe Sage fast bis in die einzelnsten Züge übereinstimmend fand, hier jedoch wenigstens an eine Möglichkeit mittelbarer Entlehnung zu denken war, so wird der Gedanke an eine solche wohl völlig zurückgewiesen werden müssen in Bezug auf die folgenden Sagen, die in dem frühesten Alterthum der Griechen, Römer

und Indier wurzeln, weshalb wohl Niemand möchte behaupten wollen, die ersteren beiden hätten etwa von den letzteren geborgt oder umgekehrt, da sich namentlich die Indische Sage bereits in den Bedas findet, deren so manche wichtige Aufschlüsse gewährender Inhalt uns in der jetzigen Zeit immer zugänglicher zu werden beginnt. Es läßt sich deshalb nur annehmen, daß wir hier die verschiedenen Auffassungen einer Sage haben, welche die genannten Völker aus der bis jetzt nur zu ahnenden Heimat mitbrachten.

Wir fangen mit der Römischen Sage, da sie die bekannteste ist, an. Nachdem Herkules den Geryones getödtet, trieb er die Rinder desselben, die von seltener Schönheit waren, fort und setzte mit denselben über den Tiber, wo er dieselben an einem grasreichen Plage sich erquiden ließ, sich selbst aber, von der Reise ermüdet, zum Schlaf niederstreckte. Wie er da liegt, kommt Cacus, ein Bewohner der Gegend, den die Schönheit der Thiere angezogen, und nimmt die schönsten Stücke der Heerde mit sich, indem er sie an den Schweifen in seine Höhle zieht. Als Herkules am anderen Morgen erwacht und den Verlust bemerkt, durchsucht er die Gegend, findet auch die Spuren, wird aber durch die List des Räubers geirrt und treibt nun nach fruchtlosem Umherirren mit seiner Heerde weiter. Da erheben aber einige Thiere derselben, wie es zu geschehen pflegt, aus Verlangen nach den geraubten ihr Gebrüll und dies erwiedern die in der Höhle eingeschlossenen. Nun eilt Herkules dahin und erschlägt den Cacus, da er sich mit Gewalt widerlegen will, mit seiner Keule. — So lautet die Sage bei den meisten Römischen Schriftstellern, nur daß die Namen hier und da wechseln, und statt des Cacus von den Einigen Latinus, statt des Herkules von Anderen Garanus oder Necaranus genannt wird, woraus sich ergibt, daß auf die Namen kein allzu großes Gewicht zu legen sey; daß aber die Sage echt Römisch ist, zeigen viele Umstände, namentlich auch, daß noch in späterer Zeit am Palatinischen Berge ein Steig, die Cacus-Leiter genannt, vorhanden war und auch sein ehemaliger Wohnort dort gezeigt wurde.

Die Indische Sage, die Rosen in den Anmerkungen zu seinem Rigveda mittheilt, wo er auch auf die Aehnlichkeit derselben mit der Römischen aufmerksam macht, lautet so: Die Stiere der Angirasas (nach Anderen die des Brihaspati's, Priesters des Indra oder nach noch Anderen der Götter) waren einmal von den Panis, einem Asurengeschlecht, an dessen Spitze Balas stand, geraubt und in einer Höhle verborgen worden. Da wandten sich die Angirasas im Gebet an den Indras um die Wiedererlangung, und dieser schickte die Götterhündin aus, um die Thiere aufzuspüren. Als diese nun zur Stadt des Balas kam, vernahm sie das Gebrüll der Thiere und kehrte zum Indras zurück, um es diesem anzusagen, der darauf die Heerde holte und sie den Angirasas wieder zustellte.

Zum Verständniß muß hier bemerkt werden, daß die Asuren den Griechischen Giganten gleichstehen und wie diese vom Zeus und Heracles, so jene vom Indras, der dem Zeus als Himmelsgott identisch ist, besiegt werden, wobei wir nicht umhin können, zu erwähnen, daß von Hartung in seiner Römischen Mythologie, unabhängig von einer Vergleichung der hier besprochenen Sagen, Garanus oder Necaranus als ein Beinamen des Jupiter erklärt worden ist. Darum schließt die Griechische Sage: Im Kampfe der Giganten mit den olympischen Göttern zeichneten sich besonders Porphyrion und Alkyoneus aus, und dieser trieb sogar die Stiere des Helios von der Insel Erytheia fort. Nun war aber den Göttern prophezeit worden, daß sie die Giganten nicht würden vernichten können, wenn nicht ein Sterblicher ihr Bundesgenosse würde. Darum rief Zeus den Heracles herbei, und dieser erlegte nun zuerst den Alkyoneus, und darauf wurden auch die übrigen getödtet.

Ich denke, wir dürfen nicht ansehen, hier einen gemeinsamen Mythos zu erkennen, denn die Hauptzüge sind dieselben. Findet sich bei Deutschen und Slawen vielleicht etwas Aehnliches? A. R.

## Arabien.

### Die pestkranken Thiere.

Eine Arabische Erzählung.

Um das Jahr 400 der Hedschra oder zu Anfang des zehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung hatte Allah das Schicksal von Kabulistan in die zarten Hände des jungen Sultans Hyder-Ali-El-Mukhtar gelegt. Den charakteristischen Beinamen Mukhtar oder, wie Einige schreiben, Mutar kann ich leider nicht übersehen; er schließt die Begriffe von Gutmüthigkeit, Sorglosigkeit, Lust am Neuen und Trägheit in sich, und höchstens das Französische *lanneur* kommt diesem Zusätze nah. Unter den ausgezeichneten Herrschern Kabulistans wird Mukhtar durch die großen Eigenschaften, welche ihm diesen Namen erworben haben, ewig hervorragen. Er fand am Herrschen keinen Geschmack, die Staatsgeschäfte empörten seine sanfte Natur; sobald er den fürstlichen Turban aufsetzte, bekam er die Migräne. Er war an seinem zweiten Geburtstag auf den Thron gestiegen oder genauer auf den Thron gesetzt worden. Er wurde auf dem Thron mit dem tiefen Elend des menschlichen Geschlechts bekannt; unter heißen Thränen lernte er im Koran lesen, lernte seinen Namen schreiben und seine ruhmvollen Vorfahren der Reihe nach herzählen. Was Wunder, wenn er hierdurch ein heimliches Grauen vor seinem künftigen Verufe bekam? Die Fragen des göttlichen und menschlichen Rechtes schienen ihm zum Sterben langweilig, und als er in das Alter kam, in dem man ihm zumuthete, er solle sein geliebtes Volk nun selbst regieren, da drohte er seinem geliebten Volke und seinen Ministern, er werde abdanken, wenn man seinen häuslichen Frieden durch Besprechung der großen Staats-Interessen untergraben wolle. Die Sentenz, welche er den Berichten

seiner Rätbe beifugte, war: „Laßt mich zufrieden!“ und als er auch diesen Nachspruch zu oft wiederholen mußte, schrieb er eines Tages entschlossen: „Geht zu allen Teufeln!“ Dieser energische Herrscherakt regelte mit einem Male die gesammten Staatsgeschäfte; der Divan trug von jetzt an die Last des Herrschens allein, und der Sultan übernahm die Mühe des Genießens. Er ging aus dem Garten in das Serai und aus dem Serai in den Garten; er schlürfte behaglich die von Blumendüften durchwärmte Frühlingsluft, er stand lange Stunden vor seinen Vogelhäusern und lachte über die Springertalente seiner Vögel und bewunderte darauf wieder lange Stunden vor seinen Teichen die Schwimmerkünste seiner Goldfischelein. Dann zog er in unscheinbarer Kleidung durch die Straßen, stellte sich unter die Buben und Tageiebe und freute sich über die Gaukler und Seiltänzer, oder setzte sich in die Buden der Barbier, in denen die Märchenerzähler, die Novellisten des Orients, ihr Publikum beglücken. Der gute Fürst nahm mit Freuden wahr, wie wenig sein Volk sich um ihn kümmere. Diese negative Popularität that ihm sehr wohl, und es gab Stunden, in denen sie ihn mit dem schweren Geschick, als Herrscher geboren zu seyn, ausföhnte.

Sultan Muktar that seinem Lande kein Leids an, er war selig, wenn das Land ihn in Frieden genießen ließ: doch seine Minister, welche die Mühsale der Regierung trugen, wußten sich für diese aufopfernde Liebe durch das Land zu entschädigen. Sie plünderten das Volk, da keine Kriege ausbrachen, in denen sie Feinde hätten plündern können. Das Volk lag während der Regierung Muktar's in tiefen Frieden versunken, und es wurde während dessen körperlich und geistig entnervt. Die Habgier der Reichen entriß den Armen ihr letztes Bestgehüm, und nun blieb diesen keine Rettung übrig, als nach dem Beispiele der Reichen sich ebenfalls von dem Gute ihrer Nachbarn zu nähren. Alle bürgerlichen Verhältnisse wurden aufgelöst, und die Gerechtigkeit träumte tief. Während der Hunger die Armen ins Grab stürzte, gingen die Reichen in Schwelgereien zu Grunde. Der Selbstmord, der den Muhammedanern sonst kaum bekannt ist, wurde häufig. Das Opium, das sonst zu den Genüssen gehörte, wurde jetzt ein Betäubungsmittel, zu dem die Verzweiflung griff, um ihr Unglück zu vergessen und um ein jammervolles Leben langsam zu zerstören. Die Dörfer wurden leer, weil das Land ausgefaugt war; aller Reichtum lag in den Städten aufgehäuft, hier drängte sich daher die gesammte Bevölkerung zusammen. Wie eine furchtbare Pest lag die Noth über dem Volke und raffte Bedrückte und Bedrückte zu Tausenden dahin. Die Unsitlichkeit stieg, wie auch dies zur Zeit der Pesten der Fall ist; alle Fägel waren zerrissen, alle Bande gebrochen; es schien, daß man den jüngsten Tag erwartete, und Jeder die Augenblicke, die er noch zu leben hatte, zum höchsten Preise verkaufen wollte.

Sultan Muktar wußte nichts von den Leiden seines Landes. Wenn er sich unter sein Volk mischte, so that er es, um seinen Rang zu vergessen, nicht um die Bedürfnisse des Volkes kennen zu lernen; ihm lag es weit mehr am Herzen, sich die Zeit zu vertreiben, als seine Zeit zu studiren; er hatte Anlage zu einem ausgezeichneten Touristen. Die eiserne Regelmäßigkeit seiner bestimmten Zerstreuungen und Vergnügungen ließ ihn die Welt stets mit lachenden Augen ansehen; seine Neugier war zur unschuldigen Gewohnheit geworden, und seine Vorliebe für stille Behaglichkeit hielt ihn instinkartig von allen Orten entfernt, an denen er durch starke Eindrücke hätte aufgeregt werden können. Ich würde von einem so hohen Haupte nicht zu behaupten wagen, daß es sich um Nichts kümmerte, doch ich muß eingestehen, daß es zwar Alles betrachtete, aber Nichts kennen lernte. Es giebt Magen und Geister, die stets hungern und nie verdauen.

Dazu waren die Minister des Sultans mit schuldigem Dienstfeiser besessen, zwischen ihm und der Wahrheit all' die tausend Wände, Zäune und Feden aufzuführen, welche die Wahrheit auf dem Wege zu den Thronen zu finden gewohnt ist. Um den Sultan von seinen Wanderungen durch die Stadt abzuhalten, drängte man alle Freuden, die er sonst auf ihnen fand, in seine nächsten Umgebungen zusammen; man kam all' seinen lebenswürdigen Leidenschaften zuvor; wohin er trat, da blühte ihm ein Vergnügen; er wurde von Freuden und Genüssen ganz bloßirt gehalten. Und wenn seine Stirn einmal den Schimmer eines Wölkchens zeigte, so wußte man gleich von Dingen zu sprechen, die ihn wieder auf Wochen erheiterten. „Gelobt sey Allah!“ sprach der Großwesir ein, „dein Reich blüht wie noch nie zuvor!“ Deine Rosenstöcke bedecken sich mit Knospen, deine Vögel singen, deine Goldfischelein und deine Frauen scherzen im Uebermuth. Und ein Indischer Gaukler ist in Kabul angekommen, der alle Meister seiner Kunst übertrifft. Er verschluckt siedendes Blei und spuckt es als gediegenes Gold wieder aus; er zeigt ein Kind mit drei Köpfen . . .“

„Und die vertragen sich mit einander?“ unterbrach ihn gähmend der Sultan; „das wäre doch merkwürdig. Meine Rätbe sollen — ich weiß nicht, hat es mir neulich geträumt? oder hat man es mir erzählt? — ja immer uneinig seyn.“

„Dein Reich hat nur ein Oberhaupt“, erwiderte der Wesir, „wie die Welt nur einen Gott.“

„Und wer ist es denn?“ fragte der Sultan zerstreut. „Laß ihn kommen, den Gaukler mein' ich. Er ist ein großer Arzt, wenn er die Langeweile zu tödten versteht. Liebe dich zurück; Gott gebe, daß er weniger langweilig ist als du. Man laße meine Stummen kommen und man entferne meine Frauen! Wenn ich Geschäfte habe, liebe ich das Geräusch nicht.“

Der Schwarzkünstler tritt ein, und der Leser klage nicht, daß die folgende

Episode zu viel Raum einnimmt, ja daß sich unsere ganze Erzählung in dieselbe auflöst; dies wird durch den tiefen, wohlüberlegten Plan unserer Erzählung gefordert, und es ist kein Fehler, doch vom Großwesir war es ein großer Fehler, daß er einen Zauberer zum Sultan ließ, der nicht zum Hofe gehörte. Der Zauberer hatte etwas Ehrfurchtgebietendes in seinen Mienen, und der Sultan fand es sehr ergötlich, daß ein Gaukler sich solch ein Ansehen zu geben wisse. Das Kind mit den drei Köpfen war nicht weniger erheitend. Es stellte mit seinen drei Köpfen die drei Racen dar, welche Europa, Asien und Afrika bewohnen. Jede war in ihrer Weise charakterisirt, und die drei Köpfe schienen im besten Einverständnis zu leben. Sie richteten ein geistvolles Gespräch an Muktar, jeder in einer anderen Sprache, doch diese Trilogie brachte den Sultan nicht aus der Fassung. Er kannte seine eigene Sprache kaum und hatte sich längst gewöhnt, durch das, was er nicht verstand, sich nicht beunruhigen zu lassen; er sprach doch darüber, denn hätte er nur von Dingen, die er verstand, sprechen sollen, so hätte er sich am Ende das Sprechen selbst auch noch abgewöhnt müssen. Ein so hochgestellter Geist, wie ein Sultan, genießt den großen Vortheil, daß Niemand ein Recht hat, anderer Meinung zu seyn als er. (Schluß folgt.)

## Mannigfaltiges.

— Politische Parteien in England, Frankreich und Deutschland. Ein in England reisender Deutscher macht über den Unterschied des politischen Charakters in den drei genannten Ländern die nachstehenden Bemerkungen: „In Deutschland ist Alles Ansicht und Ueberzeugung, in Frankreich Alles Doktrin und Theorie, in England — auch da haben freilich die Parteien ihre Grundsätze, aber sie pflanzen diese Grundsätze auf, wie man eine Standarte aufpflanzt, und folgen dieser Linie von Grundsätzen (line of principles) blindlings, wie die Soldaten der Fahne, zu der sie schwören. Was sie einmal durch sich selbst oder durch die Umstände geworden sind, das bleiben auch die Engländer; und unter keiner Nation wird ein Wechsel der politischen Färbung für verrätherischer gehalten, als bei ihnen. Wir Deutschen Ueberzeugungs- und Enthusiasmus-Menschen bilden in dieser Beziehung einen großen Gegensatz zu den Englischen Gewohnheits- und Impressions-Männern. Wir können unsere Ansichten ändern, wir können zu besseren Ueberzeugungen gelangen, unsere Ueberzeugung kann reifen, wir können einer Sache eine andere Seite abgewinnen, und es kann uns ja etwas einfallen, woran wir zuvor noch gar nicht gedacht haben. Wir mögen daher unbeschadet unseres guten Rufes auf verschiedenen Stationen unseres Lebens auch verschiedenen Parteien angehören. Als junge Leute, als Studenten geben wir uns mit Begeisterung den Ideen einer Republik hin, als reifere Männer lenken wir zu gemäßigteren Meinungen ein, und als erfahrene und ermattete Alte huldigen wir wohl gar den strengsten Ansichten von absoluter Ordnung, blindem Gehorsam. Ein junges England nach der Weise des jungen Frankreichs und des jungen Deutschlands gab es nie; und ein altes England, wie es ein altes Deutschland von ermatteten Greisen giebt, existirt auch nicht. Schon als Knaben und Jünglinge sind sie Tories oder Whigs, und steigen auch als solche, die Gefühle ihres ganzen Lebens in sich frisch erhaltend, in das Grab. Es würde eine Verleugnung des eigenen Blutes, eine Verrätherie an seinen treuen Kampfesfreunden, eine völlige Austauschung seines Charakters seyn, wenn man zu den Feinden übergehen wollte. Der Englische Parteienkampf ist zum Theil wie ein Wettspiel im Großen, und die Englischen Parteien sind wie die kleinen Knaben, welche bei ihren völlig poetischen und interesselosen Spielen ein großes Point d'honneur daran setzen, die Partei, welche sie einmal ergriffen haben, auf alle Weise mit Eifer zu unterstützen, und den Feigen und Unthätigen bei einem so unwesentlichen Gegenstand mit wesentlichem Schimpf und Spott überladen.“

— Englische Lobeserhebungen des Auslandes. Derselbe Reisende bemerkt, nachdem er von dem Stolge gesprochen, mit welchem die Engländer auf manche Zustände des Auslandes herabsehen: „Sonst liest man aber in den Journalen auch wohl ganz andere Schilderungen unserer, namentlich der Deutschen Staaten, in denen von diesen oft das reizendste Bild entworfen wird: wie ordentlich alles darin eingerichtet sey; wie jeder sein Auskommen habe und sein gutes Brod esse, wie alle aufgeklärt und gut geschult sind, wie es keine so hochstehenden Aristokraten bei uns gebe, mit einem Worte Bilder, die sehr viel Wahres, aber auch sehr viel Uebertreibung enthalten. Eben solche schöne Gemälde sieht man dann auch vom Zustand des Volks und der Regierung in den Amerikanischen Freistaaten, wie es dort keine Standesunterschiede, keine Monopolien, keine Brod- und Kornzölle gebe, wie alles unbeseuert und frei lebe. Diese lockenden Schilderungen von anderen Ländern gehören eben so wie das gegenseitige Herunterreißen der Partei-Anführer zu den gewöhnlichen Mitteln, zu denen die Englischen Parteien wie zu Waffen gegen ihre Gegenpartei und also auch gegen die Regierung, die immer mehr oder weniger Partei ist, greifen. Wenn wir dann nun in Amerika oder in Deutschland dergleichen lesen, so werden wir oft ganz gerührt über die Englische Artigkeit und lassen solche Schilderungen wohl gar in unsere Journale setzen, ohne daß es uns einfällt, daß sie oft weiter nichts sind als regular bugbears (Popanze), welche die Engländer angekleidet haben, um ihre Gegner damit zu schrecken.“